

51. Jahrgang

CAUX Information

5-7/99

Mai-Juli

Zweimonatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Aufrüstung

das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende
das Trennende

erkennen
überwinden

In dieser Ausgabe

Liebe Leserin, lieber Leser

MUSLIME IN EUROPA Ein interkulturelles Gespräch in Genf	3-4
ERFAHRUNGSUSTAUSCH INTERNATIONAL Begegnungen in Jerusalem, Gaza und Bethlehem	4-6
SÜDAFRIKA NACH DER APARTHEID: Dauert das Wunder an? Eindrücke eines europäischen Besuchers	6-7
AN ORT UND STELLE Luciano Silveri: ein norditalienischer Unternehmer, der mehrfach aus der Reihe tanzt	8
AUS ALLER WELT Treffen des Internationalen Medienforums in Irland und Frankreich	9
ZUM NACHDENKEN Die Freude eines Neubeginns (3. und letzter Teil) mit P. Frank Ramsperger SJ	10-12
AGENDA Ziele und Werte für das 21. Jahrhundert – ein Gespräch Caux-Session vom 17. bis 22. August – Beilage zum Sommerprogramm 1999	13
PERSÖNLICH Omnia Marzouk, ägyptische Kinderärztin in Liverpool: Glaube in der Praxis	14-15

Das Trennende erkennen, das Trennende überwinden: Es ist heute nicht möglich, darüber zu sprechen oder zu schreiben, ohne sofort an die tragische Situation im Südosten unseres Kontinents zu denken. Wir laufen Gefahr, dass dieses Jahrhundert so ausklingt, wie es begonnen hat: mit Massenvertreibungen, Mord und Bomben. Eine Generation lang hatten wir geglaubt, es werde in Europa nie mehr Krieg geben. Nun sind wir hin- und hergerissen zwischen entsetztem Beobachten und Wegschauenwollen, zwischen Wut und Ohnmacht, Mitleiden und der Versuchung, das Ganze aus unserem Bewusstsein zu verdrängen.

In diesem Jahrhundert wurden hohe Ideale wie jene der UNO-Charta und der Menschenrechtserklärung verabschiedet und verkündet. Zugleich verfolgten aber viele unserer Staaten – oft rücksichtslos – ihre eigenen Machtinteressen. Auch war es manchmal bequemer, Machthaber zu unterstützen, die es mit den besagten Menschenrechten alles andere als genau nahmen, solange die Stabilität in einer bestimmten Gegend gewährleistet und somit das Wirtschaftswachstum bei uns nicht gefährdet würde. Nun ernten wir

die Früchte dieser Inkonsequenz. In Südosteuropa verdichtet sie sich zum Alptraum.

«Ich liebe die Menschheit, nur meinen Nachbarn kann ich nicht ausstehen», soll jemand einmal gesagt haben. Und ich? Wie steht es mit der Anwendung meiner Ideale?

Welch ungeheuer tiefe Bereitschaft zur Sühne und zur Vergebung wird es seitens aller Beteiligten in jener Krisenregion brauchen, damit die Traumata des gegenwärtigen Krieges geheilt werden können! Heute sind unzählige Brücken zerstört. Dennoch sollte diese Gegend wieder zur Brücke zwischen der christlichen und der muslimischen Welt werden können. Damit dies geschieht, werden die Kirchen und Moscheen ihre angestammte Rolle spielen müssen, indem sie das Feuer des Gewissens in der Seele Einzelner wieder zum Brennen bringen. So könnte die Reinigung im Innern der Menschen zur unerwarteten, aber machtvollen Antwort auf das äussere Vertreiben von Völkern werden. Ganze Gemeinschaften werden sich an ihr angestammtes Recht und ihre Aufgabe erinnern müssen, Hüter ihrer Brüder, ihrer Nachbarn zu sein. Diesem Auftrag können auch wir in unsern gar nicht so weit entfernten Ländern uns kaum entziehen. Wenn wir bereit sind, dieses Brennen in unseren eigenen Seelen zuzulassen, und wenn den Idealen, die wir verkünden, Taten folgen, können wir einen Beitrag zu Gerechtigkeit und Frieden leisten.

Unsere Identität und unsere Zukunft werden dann gesichert, wenn wir sie auch unseren Nächsten und Übernächsten zugestehen. Erst dann können wir hoffen, dass einst auch dort, wo heute Bomben fallen und Menschen vertrieben werden, das Trennende nicht länger unweigerlich zu Zerstörung führen muss. Um dies zu erreichen, benötigt die Welt ein Wunder, und für dieses Wunder betet sie heute.

Und während wir mitdenken, -warten, -leiden, -beten, ist es gut, uns immer wieder Situationen zu vergegenwärtigen, in denen Menschen die anspruchsvolle Aufgabe angepackt haben, Trennendes zu überwinden.

Marianne Spreng

Impressum

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli,
Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen

MRA Bücherdienst, Eggemann,
Uhlandstrasse 20, D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.-, Deutschland:
DM 42.-, übrige Länder: sFr. 37.-

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8,
CAUX-Information, 6002 Luzern
Deutschland:
2032-751 Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75,
CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise

zweimonatlich

Druck

Brunner AG, Verlag · Print · PubliShop®,
6010 Kriens

Fotos

Berdat, FaC, Riddell, Spreng

Die CAUX-Information

berichtet über Initiativen, die

- ◆ Wunden der Geschichte heilen
- ◆ die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken
- ◆ den Einzelnen und die Familie fördern
- ◆ ethisches Engagement in Beruf und Unternehmen unterstützen
- ◆ Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben
- ◆ Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen schaffen

Die Rolle des Islam in der Schweiz und Europa

Am 25. März dieses Jahres fand in einem Saal des Genfer *Forums* ein Podiumsgespräch zwischen **Tariq Ramadan** und **Christian Delorme** statt. Ramadan ist Autor des Buches *Être musulman européen* (Europäischer Muslim sein); er lehrt Philosophie und Islamische Studien an der Universität Fribourg. Der Priester Delorme ist in der Diözese Lyon (Frankreich) für Beziehungen zur islamischen Glaubensgemeinschaft zuständig. Sein neustes Buch trägt den Titel: *Les banlieues de Dieu* (Die Vorstädte Gottes). Pfarrer Jean-Claude Basset, Präsident der Interreligiösen Plattform in Genf, die den Anlass gemeinsam mit der Moralischen Aufrüstung organisiert hatte, leitete das Gespräch und die anschliessende Publikumsdiskussion.

Der hier zur Verfügung stehende Platz erlaubt es leider nicht, den angeregten Gedankenaustausch der beiden zwar so verschiedenen, aber sich in ihren Anliegen so nahe kommenden Redner vollumfänglich wiederzugeben. Die nachfolgenden Notizen sollen jedoch einen Einblick in ihre Ausführungen geben, welche zahlreiche Fragen aus dem Publikum hervorriefen.

Tariq Ramadan bemerkt eingangs, dass er den Beitrag der Muslime zur ganzen Gesellschaft als wichtiger einstufe als den Platz, der ihnen darin zugewiesen werde. Die gesellschaftliche Herausforderung von heute fasst er in vier Punkten so zusammen:

1. Geistliche Lebensgrundlagen stehen im Gegensatz zum Konsumdenken.
2. Im Bildungswesen laufen Muslime Gefahr, dem Extremismus ausgesetzt zu werden. Aufgrund von Unkenntnis ihrer eigenen Kultur wächst ihre Angst.
3. In verschiedenen Staaten Europas nehmen die sozialen Spannungen zu. Dies darf nicht zum Bruch ausarten.
4. Die Werte- und Sinnfrage: Welche Bedeutung wird ihr beigegeben?

Christian Delorme formuliert seinerseits folgende Schwerpunkte:

- In vielen Bereichen vollzieht sich ein Umbruch.
- Zwischen Spiritualität und Gesellschaft besteht ein Spannungsfeld.
- Der Gesellschaftsvertrag, insbesondere der in Frankreich entstandene *pacte laïque*, ist umstritten.
- Die Verweltlichung greift um sich (*développement du sécularisme*).
- Ihm liege daran, dass die Religionen die Menschen nicht voneinander trennen, sondern Annäherung zulassen.
- Muslime sollen sich zu Wort melden und ihre Meinung äussern.

Diesen letzten Punkt greift **Tariq Ramadan** als erstes auf und beschreibt, wie die Vertretung muslimischer Interessen, der öffentliche Auftritt im europäischen Umfeld nicht unproblematisch sei. Unter den Zuwanderern in Europa seien folgende Strömungen auszumachen:

Die Traditionalisten: Unter ihnen besteht einerseits die Strömung, den Koran buchstabengetreu auszulegen (tablir); diese sei unter den Muslimen Grossbritanniens sehr verbreitet. Andererseits gebe es jene, die sich auf die Tradition der ersten Jünger des Propheten stützen und sich der Überlieferung beugen, die nicht zur Diskussion stehe (salafi).



Der Gesprächsleiter Jean-Claude Basset folgt den Ausführungen von Christian Delorme

Die Reformer: Zu ihnen gehören die Intellektuellen, oft auch die politischen Flüchtlinge. Hier existiere eine Strömung, die der treuen Überlieferung (salafi) nahestehe. Weiter gebe es einen «liberalen» Flügel der Reformer, die eine Trennung zwischen Religion und Gesellschaft befürworten. Von den Salafi-Reformern habe sich eine kleine Gruppe ab-

gespalten, die in Europa ein Kalifat (Regierungsform nach rein muslimischem Recht) errichten möchte.

Ramadan versichert, unter den Muslimen Europas gebe es interne Debatten, bei denen auch die Herkunft der jeweiligen Personen und Gruppen mitbestimmend sei. Er selbst ist Enkel des Gründers der Muslimbrüder Ägyptens; seine eigene Position formuliert er klipp und klar: «Man soll sich weiterentwickeln, ohne dabei seine Wurzeln zu verlieren.»

Delorme reagiert dankbar auf Ramadans offene Antwort und ruft den Anwesenden in Erinnerung, dass die christliche Geschichte diejenige einer Einheitsdoktrin sei, die bestenfalls eine Minderheit mehr oder weniger toleriere. In der Folge seien innerreligiöse Spaltungen entstanden. Zwar werde die Andersartigkeit einzelner Menschen akzeptiert, weniger aber jene von Organisationen, die erfahrungsgemäss nicht immer Gutes im Schilde führten. Die entstandene gegenseitige Angst sei aber durch das Gespräch abbaubar.

Hierzu bemerkt **Ramadan**, das Gespräch zwischen den verschiedenen Tendenzen des Islam sei schwieriger als jenes mit andern Religionen. Der äussere Druck auf die erste muslimische Einwanderergeneration habe eine Art Einigkeit erzeugt. Mit der zweiten Generation bröckle diese aber ab. Vielfalt könne jedoch fruchtbar werden, denn dem ande-

ren Platz gewähren heisse zugleich sich selber Platz schaffen.

Aus dem Publikum wurde die Frage gestellt, wie es um die Frauenbewegung und die Demokratie im Islam bestellt sei.

Tariq Ramadan erklärt, dass die muslimischen Frauenbewegungen zu echter Glaubenspraxis aufrufen. Die Einschränkung der Rolle der Frau sei auf Traditionen in gewissen Ländern zurückzuführen, nicht auf die Texte des Korans. So engagiere sich z.B. die iranische Frauenbewegung sehr gegen die traditionalistischen Mullahs. Zur Demokratie meint er, Absprache und Verständigung gehören zum muslimischen Erbe. Die verschiedenen Kulturen seien aufgerufen, Grundsätzliches zu pflegen, ohne einander Modelle aufzuzwingen.



Tariq Ramadan wird zur Rolle der Frau befragt

Weiter wurde gefragt, ob sich die Redner eine «Hinwendung zu den Quellen» als hilfreich vorstellen könnten. Antwort: Eine solche Rückkehr könne entweder dazu dienen, sich «vor der Welt zu schützen», oder aber «Atem zu holen», um sich für die Gegenwart und die Zukunft zu rüsten. Die Deutung der Schrift sei auch stets von der Psychologie des Lesenden beeinflusst.

Besuch in Gaza,

Jede und jeder, dem man in Israel und Palästina begegnet, hat seine ureigene, erzählenswerte Geschichte. Ältere Juden beschreiben, wie sich damals die äusserlich freundlich erscheinende europäische Gesellschaft gegen sie gewandt hatte, und schildern ihre Flucht vor den Greueln, die in ihrem vollen Ausmass erst später bekannt wurden.

Auch Immigranten der jüngsten Zeit erzählen, wie sie vor Schikanen und Verfolgung in ihren jeweiligen Geburtsländern geflohen sind. Junge Israelis beschreiben, wie Angst sie begleitet, wenn sie durch die Strassen gehen, weil ihre Freunde dort von Arabern verletzt oder umgebracht wurden.

Palästinenser in den palästinensisch verwalteten Gebieten beschreiben, wie sie sich in die Flüchtlingslager retteten und sich über Jahre bemühten, wieder ein würdiges Leben aufzubauen. Die Geschichten lassen sich aus den vorzeitig gealterten Gesichtern ablesen: demütigende Behandlung durch israelische Soldaten und Behörden; die Frustration, sich nicht frei – oder überhaupt nicht – bewegen zu können, obwohl es «ihr eigenes» Land ist; Geschichten des Festgenommen- und Eingesperrtwerdens. Die Mehrzahl der jüngeren Menschen haben einige Zeit hinter Gittern verbracht – als Strafe für Steinwerfen oder Schlimmeres während des «Intifada»-Aufstandes, der ihre Erziehung unter- oder gar abgebrochen hat. Jetzt stehen sie in einem bitteren Kampf um Arbeitsplätze, obwohl die Löhne nicht ausreichen, um eine Familie durchbringen zu können.

Dann noch eine vierte Kategorie: jene Palästinenser, die in Israel wohnen. Ihr Leben mag zwar weniger von den Unru-

hen betroffen sein, aber sie leiden darunter, dass ihre Loyalität gespalten ist zwischen dem Staat, dessen Bürger sie sind, und ihrem eigenen Volk. Sie leiden auch unter der nicht ausgesprochenen, aber tatsächlich beträchtlichen Benachteiligung bei der Verteilung von Ressourcen und dem Durchsetzen der staatsbürgerlichen Rechte.

Welcher Geist, welches Geheimnis würde denn eine Grundlage bieten, auf der Menschen so völlig unterschiedlicher Abstammung zusammen vorwärtsgehen könnten? Israelis und Palästinenser, die in den letzten Jahren an den Tagungen in Caux teilgenommen haben, sind der Überzeugung, es gebe diese Grundlage. Immer wieder sagen sie: «Wenn wir nur Caux in unsere Gegend verpflanzen könnten!»

Die Begegnungen im April bildeten für sie denn auch eine Art ersten Schritt zur Verwirklichung dieses Traumes. Eine internationale Gruppe von zehn Personen mit einer breitgefächerten Erfahrung von Vorstössen zur Veränderung in unterschiedlichsten Situationen besuchte Israel und die Gebiete unter palästinensischer Verwaltung.

Unser Besuch fiel in eine ganz spezielle Zeit – kurz vor dem 4. Mai 1999, jenem Tag, der in den Osloer Verträgen als Termin der endgültigen Beilegung der Auseinandersetzungen zwischen Arabern und Israelis vorgesehen war, und nur zwei Wochen vor den auf den 17. Mai angesetzten allgemeinen Wahlen in Israel, die sich auf das Leben sämtlicher Menschen in der Gegend auswirken werden.

In Gaza

Im Kern stand ein anderthalbtägiges Seminar in Gaza mit dem Thema: «Wie können wir uns selbst moralisch und geistig ausrüsten um unsere nationalen Ziele zu erreichen?» Das Seminar war ein direktes Ergebnis der Freundschaft und Zusammenarbeit des palästinensischen Hochschulabsolventen Samir Abu Ghazaleh mit dem Niederländer Jeroen Gunning, der mit seiner Frau Janet in Gaza wohnte, während er für seine Doktorarbeit recherchierte.

Eine andere Frage galt der Rolle des Humanismus im interkulturellen Gespräch. Beide Redner zeigten sich aufgeschlossen für Brüderlichkeit (*fraternité*) als sehr entwicklungsfähigen Wert. In der heutigen Kommunikationsgesellschaft werde derart vereinfacht, dass die Komplexität der Dinge neu erkannt werden müsse; diese Komplexität beim anderen anzuerkennen führe zu eigener, vorurteilsfreier Bescheidenheit.

Das Gesagte regte das Publikum zu so intensivem Dialog an, dass es schliesslich zum Aufbrechen gemahnt werden musste.

Christoph Spreng

Jerusalem und Bethlehem



Einige der Besucher mit Yehezkel Landau (weisse Mütze) vor der Klagemauer in Jerusalem

In der Einladung zum Seminar stand unter anderem: «Die Stärkung des Charakters jedes einzelnen Palästinensers ist einer der wichtigsten positiven Schritte auf dem Weg zur Verwirklichung unseres Traumes von einem eigenen Staat. Bis wir uns dieser Aufgabe gründlich widmen, werden sich die Hindernisse auf dem Weg zur Selbständigkeit eher noch vermehren.»

Fünf Persönlichkeiten aus verschiedenen Gesellschaftsschichten und Gruppierungen in Gaza hatten sich als Patronatskomitee für die Tagung zur Verfügung gestellt und leiteten die Forumsgespräche. Die Tage zuvor boten den ausländischen Sprechern die Gelegenheit zu einem Rundgang durch Gaza und zu Begegnungen mit verschiedensten Menschen, unter anderen auch Vertretern der Bewohner eines Flüchtlingslagers, der Sicherheitsbehörden, mehrerer Nichtregierungsorganisationen und medizinischer Hilfswerke.

Eine Million Menschen wohnen in Gaza auf einem Gebiet von 42 auf 7 Kilometer; davon leben 70% noch in Flüchtlingslagern, die heute zu Elendsvierteln geworden sind; auf 30–40% des Gebiets stehen israelische Siedlungen, und obwohl 20000 Bewohner im Besitz einer israelischen Arbeitsbewilligung sind, ist es für die meisten äusserst schwierig, die Ausreiselerlaubnis zu erhalten. Dies führt bei vielen zum Gefühl des Eingesperrtseins; unter diesen Umständen kommt auch die wirtschaftliche Entwicklung nur langsam voran.

3× konkret

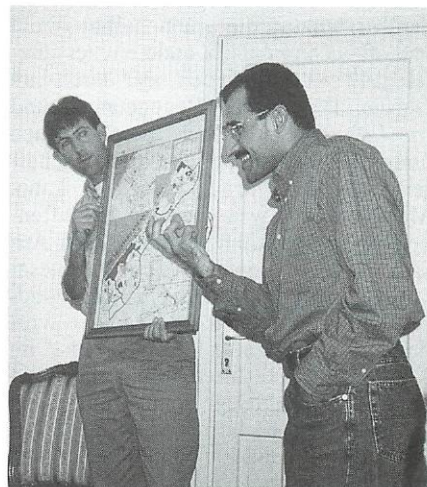
Zwei südafrikanische Akademiker, der Abgeordnete Cornelius Marivate und Piet Meiring, gewährten den Seminarteilnehmern Einblick in den Prozess, der ihr Land vom Apartheidsystem zur Demokratie führte. Sie schilderten auch, wie in Südafrika Schritte unternommen werden, um die damalige Zeit vom Fluch dieses Systems zu befreien. Dies geschehe unter anderem durch die Arbeit der Wahrheits- und Versöhnungskommission, in der auch Professor Meiring mitgewirkt hatte.

Im zweiten Forum erläuterten der ehemalige somalische Botschafter in den USA, Yusuf Al-Azhari, und die indische Sozialarbeiterin Sushobha Barve aus Bombay ihre vertrauensbildende Arbeit in ihrer eigenen Umgebung. Al-Azhari berichtete über seine Arbeit in Somalia, die der Schaffung solider lokaler Strukturen gilt – mit dem Langzeitziel, einen föderativen Staat aufzubauen. Frau Barve beschrieb die Faktoren, welche vor einigen Jahren blutige Unruhen zwischen Hindus und Muslimen in Bombay ausgelöst hatten, und erklärte die Schritte, die zahlreiche Kollegen und sie seither unternommen haben, um das Vertrauen und die Kommunikation zwischen diesen Bevölkerungsgruppen wieder herzustellen.

Im letzten Podiumsgespräch unterstrich der Franzose Jean Fayet die Rolle des guten Klimas innerhalb eines Unternehmens wie auch jene, die für ihn der Glaube im Prozess der täglichen Entscheidungsfindung spielt. Die zypriotischen

Eheleute Spyros und Maroulla Stehou berichteten aus ihrem Leben, wie sie damals «tagsüber gemeinsam gegen die Briten für die Unabhängigkeit ihrer Insel kämpften, aber nachts zu Hause wegen Spyros' Alkohol- und Spielsucht miteinander stritten». Nach dem Besuch einer Tagung in Caux in den sechziger Jahren habe sich etwas in ihrem Leben tiefgreifend zu verändern begonnen, so dass ihre Ehe gefestigt worden sei und sich in der Folge auch die Atmosphäre im Hafen von Famagusta, wo sie beide arbeiteten, wesentlich verbessert habe – unter anderem, weil Spyros am Arbeitsplatz gestohlene Artikel zurückbrachte und sich nicht weiter an korrupten Machenschaften beteiligte. Als er später innerhalb der Zolldienste befördert worden sei (wo er nun vor kurzem als Stellvertretender Zolldirektor pensioniert wurde), hätten ihn diese persönlichen Erfahrungen bei der Bekämpfung von Drogenschmuggelringen gestärkt.

Die Zuhörer in Gaza waren fasziniert und versuchten durch Fragen besser zu erfassen, wie sie das Gehörte für ihre heutige Situation umsetzen könnten. Hauptgastgeber Samir Abu Ghazaleh meinte zum Schluss, eine seiner Hoffnungen sei in Erfüllung gegangen, nämlich «dass die unendliche Geschichte von Konfrontation und Spannung zwischen Ost und West durch einen echten, zivilisierten Gedankenaustausch ersetzt werden kann, der dank Durchhaltevermögen, Geduld und starker Überzeugung Früchte tragen wird».



Seit dem Studium befreundet: der Palästinenser Samir (vorne) und der Niederländer Jeroen

Dauert das Wunder an?

Jerusalem

In den folgenden Tagen konnten die internationalen Besucher ihre Erfahrungen, von denen sie bereits während des Seminars gesprochen hatten, in zahlreichen informellen Begegnungen in der Westbank und in Israel einbringen. Sie trafen den Knesset-Abgeordneten Yona Yahav; einen der Architekten des Osloer Abkommens, Yair Hirschfeld; einen Journalisten der Zeitung *Jerusalem Report*, Yossi Klein Halevi. Der Erzieher Yehezkel Landau lud vierzig Gäste in das Ökumenische Institut von Tantur ein. Der Bürgermeister von Kochav Yair, einer von arabischen Nachbarorten umgebenen Grenzstadt zwischen Israel und der Westbank, empfing die Gäste aus Übersee. Diese lernten mehrere Projekte kennen, die der Vertrauensbildung zwischen Juden und Palästinensern gelten, darunter *Neve Shalom/Wahat al Salam*, das offene Haus in Ramleh.

In Bethlehem

In der Westbank waren die Besucher in den Flüchtlingslagern von Aida bei Bethlehem und in El-Arroub bei Hebron zu Gast, trafen Behördenmitglieder von Artas bei Bethlehem und unterhielten sich schliesslich mit einer Gruppe von Professoren der Universität Bethlehem.

Von diesen intensiven, bereichernden und nachdenklich stimmenden Tagen kehrten wir mit dem Eindruck zurück, ein mutig umgesetzter Gedanke habe begonnen, Früchte zu tragen. Viele waren daran beteiligt – aus der Gegend und von weit darüber hinaus; die einen halfen direkt und oft auch praktisch, andere unterstützten das Projekt finanziell oder durch ihre Gebete. Die in den Begegnungen und im Erfahrungsaustausch beschriebenen Grundsätze scheinen eine Basis zu schaffen, auf der Vertrauen wachsen kann. Menschen mit weit auseinanderklaffenden politischen Überzeugungen und Ansatzpunkten begegneten sich auf dieser Grundlage und konnten einander zuhören, aufeinander eingehen. Dadurch wurde uns einmal mehr bewusst, dass im Mittleren Osten zahlreiche Menschen gespannt auf die Begegnungen in Caux schauen, weil sie hoffen, dass diese den Geist des Vertrauens, der Gerechtigkeit und der Versöhnung in ihrem Teil der Welt weiter stärken werden.

Peter Riddell

Dass Nelson Mandela 1989 aus seiner 27jährigen Haft auf einer befestigten Gefängnisinsel befreit und fünf Jahre später in allgemeinen Wahlen zum Präsidenten von Südafrika gewählt wurde, kann als eines der Wunder des 20. Jahrhunderts betrachtet werden. Dauert dieses Wunder noch an? Ein bloss vierzehntägiger Aufenthalt in diesem Land anlässlich eines Treffens im Rahmen der Moralischen Aufrüstung lässt keine eingehende Analyse zu. Doch die Eindrücke lügen nicht.

Im einstigen Goldgräberlager Johannesburg werden heute 90 Prozent der Geschäfte im Stadtzentrum von Schwarzen geführt. Die Weissen ziehen sich nach und nach in entferntere Aussenquartiere zurück und haben Mühe, ihren Platz in der neuen Gesellschaft wahrzunehmen. So stösst der erstaunte Besucher auf Afrikaner, die im aktiven Geschäftsleben stehen, aber mitten in der Steppe wohnen, am Ende einer zehn Kilometer langen Fahrspur voller Schlaglöcher. In der Hauptstadt Pretoria leben Hunderte von weissen Rentnern in einer von hohen Mauern und Stacheldraht umgebenen Alterssiedlung, in deren Schutz sie nicht einmal die eigene Tür abschliessen. Doch nur einige hundert Meter weiter weg befindet man sich ganz und gar in Afrika. Unweit von Kapstadt, in der Nähe des Flugplatzes, dehnen sich kilometerweit die Wellblechhütten, wohlgeordnet, aber von einer Armut, die einem die Tränen in die Augen treibt. Wovon mögen diese Menschen leben? Vielleicht von etwas selbstgezoegenem Gemüse? Haben die Männer Arbeit? Wenn ja, wo? Ist sie wirklich tot, die Apartheid?

Nicht mehr so eintönig

«Wir haben es mit einem Zwei-Nationen-Land zu tun», erklärt uns ein

schwarzer Politologe. «Einkommensmässig würden die Weissen dieses Landes, für sich allein genommen, weltweit auf Rang 22 stehen, die Schwarzen aber auf Rang 125. Unsere grössten Probleme sind weder die Kriminalität noch die Rassen-spannungen oder der Mangel an Ressourcen, sondern die Unerfahrenheit der neu Regierenden und die Demission der Weissen.»

Dass heute jedoch die schwarzen Südafrikaner das Sagen haben, zeigt ein Blick ins Parlament. In der Genfer Zeitschrift *Le Temps stratégique* vom Januar/Februar 1999 beschreibt es der südafrikanische Journalist Allister Sparks wie folgt: «Wo ich gestern weisse Männer in gedrängten Reihen sitzen sah: dunkle Anzüge, verschlossene Mienen, unwandelbare Ideen (...), sehe ich heute Südafrika in seiner unendlichen Vielfalt: farbige Saris, wehende afrikanische Gewänder, lange weisse muslimische Tuniken, leuchtende Halstücher – und selbstverständlich ebenfalls noch dunkle Anzüge. Ein Drittel der Abgeordneten sind Frauen, einschliesslich der Präsidentin im Sari und einer Vizepräsidentin. Die Atmosphäre ist nicht mehr gehemmt wie einst: die ehrenwerten Mitglieder brechen in Hurrarufe aus, klatschen Beifall oder singen...».

Einige von uns gingen frühmorgens ins Parlament, um uns mit der dortigen



Kapstadt, im Hintergrund das Tafelgebirge

Eindrücke eines Besuchers

«Fürbittgruppe» zu treffen, die wöchentlich zusammenkommt. Die Tür zum Korridor steht weit offen: Männer und Frauen aller Rassen lesen aus der Bibel, beten, singen aus voller Kehle. Diese christliche Verankerung erklärt einiges. So ist es ihr zu verdanken, dass die Südafrikaner es vorzogen, zur Sühne von fünfzig Jahren Unterdrückung und institutionalisiertem Rassismus eine «Wahrheits- und Versöhnungskommission» einzusetzen, statt eine Art Nürnberger Prozess abzuhalten. Das Eingestehen von Fehlern, die Wahrheitsuche, die Vergebung gehören zur Welt der Schwarzen wie auch der Weissen. Siebentausend Täter konnten sich vor ihren jeweiligen Opfern (es kamen insgesamt 25000) Auge in Auge äussern – ein wohl beispielloses Vorgehen eines Landes in der Bemühung, die Wunden aus seiner Vergangenheit zu heilen.

Umwälzungen in Gang gesetzt

Wer sich vorher nie in diesem Land aufgehalten hat, kann unmöglich ermessen, was der Machtwechsel in fünf Jahren fertigebracht hat. Aber da und dort sind kleine, nigelnagelneue Dörfer zu sehen. Diese müssen Wellblechsiedlungen ersetzt haben, und ihre Einwohner können sich darüber freuen, auch wenn hier der Einzelhandel erst in den Kinderschuhen steckt. Doch wie sollen in wenigen Jahren quadratkilometerweise behelfsmässige Behausungen abgerissen und die Bewohner umgesiedelt werden, sogar wenn von den sieben Millionen Einwohnern der Elendsquartiere heute immerhin zwei Millionen einen elektrischen Stromanschluss haben? Es ist verständlich, wenn viele Schwarze der Ansicht sind, nichts habe sich geändert. Und doch sind tiefgreifende Umwälzungen im Gange: Eine neue Mittelschicht ist im Entstehen, in der alle Rassen vertreten sind. Bis in einigen Jahren könnten bis zu 50% der höchsten Gehälter von Schwarzen bezogen werden. Allmählich fliesst auch Kapital von schwarzer Seite in die Medien ein; trotzdem haben junge schwarze Journalisten Mühe, die Mittel für ihre Ausbildung aufzubringen. Wie Allister Sparks es ausdrückt: «Was sich verändert hat, hat sich für allzu wenige verändert.»

Unternehmungslustige Jugend

Eine Begegnung mit 24 schwarzen Jugendlichen in einem Aussenquartier von Kapstadt. Der Leiter dieser Jugendgruppe, ein presbyterianischer Pfarrer, freut sich über ihren christlichen Eifer, über die



Typisch Schulkinder: einfallsreich und erwartungsvoll

nicht endenwollenden Loblieder, die sie aus Leibeskräften singen. Sie sind die Zukunft des Landes – aber wie werden sie imstande sein, ein verantwortliches Erwachsenenleben zu führen? Nur ein Viertel von ihnen wohnt mit beiden Eltern zusammen. Die ständige Arbeitslosigkeit, die nachrichtenlos abgereisten Väter, das unsichere Familienleben haben viele dieser Jugendlichen jeglicher Zukunftsperspektive beraubt. Die Mädchen haben keinerlei Vertrauen in die Burschen und glauben nicht ans Eheleben. Als einige von uns gebeten werden, zu ihnen zu sprechen, hören sie jedoch gespannt zu, und wie ich berichte, ich sei seit vierzig Jahren verheiratet – und zwar glücklich –, sehe ich, wie eine Woge der Ungläubigkeit durch ihre Reihen geht. Oder ist es vielleicht gar eine Sehnsucht? (...) Wir verbrachten einen Nachmittag mit den Verantwortlichen für die Moralische Aufrüstung – Schwarze und Weisse, die sehr natürlich miteinander umzugehen scheinen. Eines ihrer vielversprechendsten Programme, *Sakh' Isimilo*, läuft seit zwei Jahren in zahlreichen Ober- und Mittelschulen. Teams von jungen Leuten führen mit den Schülern Gespräche über persönliche Verantwortung, zwischenmenschliche Beziehungen, staatsbürgerliche Fragen (siehe auch Caux-Info 1-2/99, S. 14).

Erinnern wir uns: Als 1976 die Regierung Vorster den Bantuvölkern das Afrikaans als Unterrichtssprache aufzwingen wollte, revoltierte die Jugend und begann alles permanent zu stören, ja sogar das Erziehungswesen während Jahren zu

blockieren. Ein schweres Handikap, das heute durch eine zielgerichtete Aktion wie die hier erwähnte wettgemacht werden muss. Auch in zahlreichen andern Bereichen ist die Moralische Aufrüstung tätig: Landwirtschaft, Förderung ländlicher Gegenden, Kontakte mit Gemeinde- und Stadtbehörden, im Parlament, in politischen Strategiezentren. Die Kompetenz all jener, die gekommen waren, um uns Besuchern die Situation ihres Landes darzulegen, hat mich sehr beeindruckt.

Jean-Jacques Odier

Südafrika, einige Zahlen:

- 42 Millionen Einwohner, die Hälfte lebt in Städten
- 35% unter 14jährig, nur 4% über 64-jährig
- Schwarze: 75,2%, Weisse: 13,6%, Gemischtrassige (heute als schwarz bezeichnet) und Inder: 11%
- 11 offizielle Sprachen; wichtigste Völker: Zulu, Xhosa, Tswana, Sotho
- Höchstes Bruttosozialprodukt Afrikas (übersteigt das kombinierte BSP von Ägypten, Kenia und Nigeria)
- Weltweit wichtigster Produzent von Gold, Chrom und Platin; Abbau von Kohle, Mangan, Nickel, Antimon, Phosphaten, Aluminium, Uran, Diamanten, Kupfer
- Nach drei ergiebigen Jahren (1994-96) jetzt verlangsamtes Wirtschaftswachstum
- Arbeitslosenrate (Schätzung): 25 bis 45%; jährlich gingen 70000 Arbeitsplätze verloren

Elektrische Verbindungen

Der italienische Geschäftsmann Luciano Silveri ist in seinem Leben einem Stern gefolgt: der Herausforderung, das Geschäftsleben mit dem Engagement für soziale Gerechtigkeit zu kombinieren. Dies führte ihn dazu, als Pionier auf dem Gebiet der umweltfreundlichen Energieerzeugung zu wirken und eine Stiftung zu gründen, die überall in der Welt Hilfsprojekte ins Leben ruft.

Als glänzender junger Ingenieur begann Silveri seine Laufbahn in den fünfziger Jahren bei Fiat, wo er Lastwagenmotoren entwarf. Zur Bestürzung des Fiat-Präsidenten verliess er 1964 die Firma, um sein eigenes Unternehmen, die SIPEC, zu gründen, indem er Aufträge von Fiat und andern Konzernen einholte.

«Im Leben besteht das wahre Abenteuer nicht in dem, wonach man Ausschau hält, sondern in dem, was nach einem kommt», sagt er. Sein Leben bestätigt dies. Er gewann beträchtliche Erfahrung in staatlichen Industriebetrieben, indem er Freunden in Entwicklungsländern half, ihre Projekte zu entwerfen oder zu verwirklichen. Dies führte dazu, dass er Verwaltungsratspräsident der städtischen Versorgungsbetriebe von Brescia wurde, einer Industriestadt in den italienischen Voralpen. In der Folge baute Brescia das erste italienische Elektrizitätswerk, das mit der Abwärme aus der Stromerzeugung die Privathaushalte heizt.

In den späten siebziger und frühen achtziger Jahren entstand in der EU ein Seilziehen zwischen Umweltschützern, die solche Anlagen fördern wollten, und den britischen und französischen Elektrizitätsbehörden, die geltend machten, ein solches System würde sich in ihrem Klima nicht lohnen. Anhand der Buchhaltung des Elektrizitätswerks von Brescia überzeugte Silveri die EU, solche Anlagen an andern Orten zu subventionieren.

«Warum den Tod abwarten?»

Auch mitten im Erfolg vergisst Silveri jene nie, die leiden. So lernte er zum Beispiel einen begabten jungen Mann kennen, der sich eine seltene, tödliche Krankheit zugezogen hatte. Silveri half ihm, einen Glauben zu finden und diesen einzusetzen, um seinen Spitalgenossen zu helfen. Nach dem Tod des jungen Mannes führte er selber diese Aufgabe weiter. Wie Silveri sagt, fühlte er sich im Umgang mit den Todkranken oft hilf- und sprachlos – er habe einzig zuhören und Gott im Herzen dieser Menschen wirken lassen können. 1981 schrieb er ein Buch

über ihre Erfahrungen, das 18 Auflagen erlebte und zudem in Brasilien und Polen erschien, wo 100 000 Exemplare davon verkauft wurden.

Auf der nächtlichen Rückkehr von einem Bergdorf, wo er eingeladen war, über seine Erlebnisse zu berichten, erlitt Silveri 1989 einen Herzanfall. Angesichts seines möglichen Todes ging ihm auf, dass er kein Testament gemacht hatte. «Darauf fragte ich mich: Warum meinen Tod abwarten, um mein Geld wegzugeben?» Er wandelte die SIPEC in eine Stiftung um und legte sein ganzes Vermögen hinein.

Die Stiftung ist als NGO (Nichtregierungsorganisation) registriert, deren Projekte in Italien und in Übersee sowohl von der italienischen Regierung wie auch von der EU Anleihen erhalten. Silveris Wohnhaus in Brescia ist das Hauptquartier. Nebst seiner eigenen Wohnung bietet das Gebäude auch acht todgeweihten Aidspatienten ein Zuhause.

Kürzer treten – na ja...

Unlängst, sagt er, hätten seine Jahre ihn gezwungen, seinen Beitrag an die Stiftung darauf zu beschränken, «Initiative anzuregen und zu fördern». Die Projekte werden vom Büro der SIPEC geleitet, das auf seine Betriebserfahrung aus den eigenen Anfängen zurückgreifen kann, um Joint Ventures mit andern in Brescia beheimateten NGOs durchzuführen. «Zum Beispiel sind wir gerade

dabei, ein Projekt zur Erweiterung des Papst-Johannes-XXIII.-Spitals zu starten, das in einem armen Aussenquartier von La Paz in Bolivien liegt», sagt Silveri. «Wir konzentrieren uns auf den Bau und die Finanzierung des Gebäudes, während eine andere NGO die medizinische Seite übernimmt und eine im Bildungswesen tätige NGO die Ausbildung der Belegschaft organisiert. Dabei können wir uns auf die Fachkundigkeit eines bolivianischen Arztes stützen, der sich an der Uni-



Luciano Silveri: Vermögen verschenkt

versität Brescia zum Spezialisten ausgebildet hat.»

Sein Begriff von «Anregen und Fördern» ist recht zupackend – am Tag nach unserem Interview verreiste er nach Brüssel. «Als ehemaliger Präsident der italienischen Gesellschaft für Abwärmetechnik kenne ich eben ziemlich viele Leute», bemerkt er mit einem Augenzwinkern.

Adriano Costa
(aus: *For A Change*)

Die Medien unter dem Mikroskop

Paris:

Unter diesem Titel stand ein Podiumsgespräch im Konferenzraum der französischen Tageszeitung *Le Monde*, zu dem ein Verband junger Führungskräfte geladen hatte, weil sie sich Gedanken machen über die Werte, welche das XXI. Jahrhundert prägen werden. Daher nennen sie sich *Cercle 21* (Kreis 21).

Ehrengast war der britische Journalist Bill Porter, Präsident des 1993 in Caux lancierten *Internationalen Medienforums*, über dessen Treffen in verschiedenen Kontinenten wir bereits in früheren Ausgaben berichteten. Als Gesprächspartner für Porter war der Chefredaktor der Wirtschaftsbeilage von *Le Monde*, Alain Faujas, aufgebeten worden. Die lebhaft diskussion im Anschluss an die Ausführungen der beiden drehte sich vor allem um die Rolle des menschlichen Gewissens in den Medien, die Porter besonders hervorgehoben hatte.

Eingangs erinnerte sich Porter daran, dass seine eigentliche Motivation während Jahren einfach darin bestanden habe, gut zu verdienen und seine eigene Wichtigkeit sowie jene seiner Zeitung hervorzuheben. Wenn die soziale Auswirkung einer seiner Veröffentlichungen positiv bewertet worden sei, sei er gerne bereit gewesen, Komplimente entgegenzunehmen. Wenn diese aber eine negative Wirkung zeigten, habe ihn dies kalt gelassen. «Schliesslich genossen wir das Recht auf freie Meinungsäusserung, und die Konsequenzen gingen mich nichts an. Sie waren Sache der Politiker, der religiösen Verantwortungsträger oder der Soziologen, aber bestimmt nicht meine. Später sah ich ein, dass eine solche Haltung einer genaueren Prüfung nicht standhielt. Unser «Produkt» beeinflusst das Leben und das Benehmen von Millionen von Menschen, ihre Hoffnungen, Ängste, Gefühle, ihre Sicherheit. Deshalb beschloss ich, wirklich verantwortlich zu werden.»

Alain Faujas, seit 28 Jahren Journalist bei *Le Monde*, schloss sich als erstes dem «*mea culpa*» Porters an, indem er seine «eigenen, durch Stolz, Süffisanz und mangelnde Genauigkeit verursachten Fehler» bereute. Er wies aber auch darauf hin, dass «die Dinge meist nicht so einfach sind. Das Dilemma liegt oft nicht zwischen der Wahrheit und der Lüge, zwischen dem Verwerflichen und der Ehrlichkeit. Sämtliche Journalisten Frank-

reichs bekennen sich öffentlich zur Wahrheit und sind ehrlich. Sie publizieren nicht wissentlich Unwahres. Das Problem liegt in den Grauzonen, in der Zweideutigkeit, dort, wohin sich unser Ego verirrt: der Journalist, der die grosse Story als erster bringen will, der Chefredaktor, der effekthaschend aufbauen oder einfach gut verkaufen möchte und deshalb die Information sensationell präpariert. Dies alles führt zu einer allmählichen subtilen Entgleisung, die unauffällig vom Wahrheitsansatz zur leicht verfälschten Darstellung führt.

Unser Jagdrevier

Also muss an die Verantwortung der Journalisten erinnert werden, aber wie? Ein Mitglied der französischen Regierung hat kürzlich die Lancierung eines Verhaltenskodexes für Journalisten angesagt. Wenn wir Journalisten so etwas hören, möchten wir am liebsten die Pistole zücken. Denn es bedeutet, dass die Machthaber nicht zufrieden sind mit uns, dass wir ihnen auf die Zehen getreten sind, dass sie unser Jagdrevier begrenzen und uns daran hindern wollen, unsere Nachforschungsarbeit zu leisten. Können Journalisten gezwungen werden, Regeln anzuwenden? Und welche Regeln überhaupt? Wer wird sie festlegen? Braucht es eine Journalistenkammer, wie Ärzte oder Architekten sie haben? Diese sind aber nicht sehr befriedigend. Oder sollen wir ein Berufstribunal einrichten, wo Starjournalisten oder Fernsehmoderatoren für Fehlritte in den Kommentaren wie in der Information verurteilt werden? Immer wieder stösst man sich an der gleichen Frage: Jedes Mal, wenn wir Regeln aufstellen, töten wir etwas mehr von der Pressefreiheit ab.»

Porter, der die Sorgen seines Gesprächspartners gut versteht, meint: «Ich bin zwar nicht gegen einen Kodex, aber sicher müsste er besser abgefasst sein, indem die besonderen Werte, deren guter



Journalismus bedarf, hervorgehoben werden. Aber geht es hier nicht grundlegend um Werte, die dem menschlichen Gewissen entspringen, also ursprünglich gar nicht zu Papier gebracht wurden? Ich glaube fest an das Gewissen der Menschen, sofern sie darauf hören...

Auszüge aus einem Bericht von Philippe Lasserre

Irland:

Zur Eröffnung des neuen Medien- und Kommunikationszentrums am Ufer des Flusses Moy in der Grafschaft Mayo hatte William Stainsby, Präsident des Newman Institute, eine Anzahl Freunde der Moralischen Aufrüstung eingeladen, nachdem er im vergangenen Sommer an einer Tagung des Internationalen Medienforums in Caux teilgenommen hatte.

Die Tageszeitung *The Cork Examiner* zitierte in ihrem Bericht den Redaktor von *For A Change*, Mike Smith: «Der Journalismus hat die Bildung eines öffentlichen Gewissens gefördert, welches sich der grossen sozialen, moralischen und ethischen Fragen wie auch der grossen Gefahren, vor denen die Menschheit steht, weit stärker bewusst ist, als dies früher der Fall war.» Das *Derry Journal* widmete dem Anlass zwei Seiten mit Fotos, und der *Belfast Telegraph* brachte einen Bericht auf der zweiten Seite. Nebst dem Kanzler des Newman-Instituts, Bischof Finnigan, nahmen der jetzige Präsident des nationalen Journalistenverbandes und sein designierter Nachfolger wie auch die katholische Autorin Mary Kenny an dem Seminar teil, das den Titel trug: «Ein Klima des Vertrauens in die Medien schaffen.»

UKNL

Die Freude eines Neubeginns

(3. Teil)

Wir freuen uns, hier die Zusammenfassung des letzten Teils einer Einführung in die geistlichen Übungen, wie sie Ignatius von Loyola entdeckt und gelehrt hatte, durch Frank Ramsperger SJ zu bringen. Den zwei ersten Teilen von Pater Ramspergers Betrachtungen hatten wir in der letzten Ausgabe einige Anregungen zur gesellschaftlichen Dimension der Spiritualität von Rabbiner Marc Gopin folgen lassen. Nun zeigt uns der in Libanon wirkende kanadische Autor, wie der Weg der Hingabe auch zur inneren Freiheit führen kann.

Wir wiederholen kurz, was wir vorher betrachtet haben: Zuerst war da die gute Nachricht von der Schöpfung und vom Lebenssinn, dann die schlechte Nachricht von Verwirrung und Sünde in mir und in der Welt, danach wieder die gute Nachricht vom Vorbild, der rettenden Kraft in der Person Jesu; damit waren wir auf die grundlegende Gnade gestossen. Auf dieser Gnade baut Ignatius seine ganze vierwöchige Einkehr auf. Bei Ignatius beginnt jedes Gebet während der dreissigtägigen Übung – bis zu fünfmal täglich – mit der Bitte und dem Flehen um Gnade. Zum Bettler werden und um Gnade flehen, die Person Christi besser kennen lernen, sie inniger lieben: darum geht es eigentlich in diesen geistlichen Übungen. Ihm näher zu kommen ist ein Geschenk, ebenso das Beten. Je ärmer wir sind, desto besser. Meistens beginnen wir die Übung wie Bartimäus, der arme blinde Bettler, der aus seinem Elend zu Jesus schrie und damit seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die dreiteilige Gnade hört nie auf, weil wir nie sagen können: «Ich kenne Jesus durch und durch» oder «ich liebe ihn vollends» oder «ich folge ihm ganz». Bei der ignatianischen Betrachtung geht es, ähnlich einer fortwährenden Liebesbeziehung, um das Sich-Vergegenwärtigen der unerklärlichen Absicht Gottes, seiner guten Nachricht. So bitten wir zum Beispiel im betrachtenden Gebet, der Geburt Jesu beiwohnen zu können, das Neugeborene in den Armen zu halten. Im Gebet möchten wir seine Gegenwart ganzheitlich erleben; wir dürfen mit unserer ganzen Person beten: mit dem Gemüt, der Sehnsucht, dem Zorn, mit allen unsern Sinnen.

Fallen und Täuschungen

Wie einige finden, arbeitet Gott langsam. Bevor Jesus sein Werk be-

ginnt, hält er vierzig Tage Einkehr, um sich dem Bösen zu stellen. Jedes gute Werk, das nicht den Sieg Gottes über das Böse und über die Täuschung zur Grundlage hat, wird dem Bösen und der Täuschung zum Opfer fallen. Auf dieser Grundlage hingegen können wir frei entscheiden, uns besser hingeben; alles wird echter, weil es auf dem Sieg Christi beruht anstatt auf unsern eigenen Absichten.

Es lohnt sich, zu beobachten, wie Täuschungen zustande kommen. Der Anfang eines guten Werkes, etwa für Kranke oder Arme, sieht oft recht aus, aber dann wird die Absicht verzerrt, und schliesslich kann diese Arbeit zur Sache unserer Eitelkeit werden. Unterwegs gibt es meist Fallen und Täuschungen; je mehr wir uns jedoch an Christus halten, der die Fallen entlarvt, desto freier werden wir.

Die zweite und grösste aller Versuchungen in der Welt ist der Götzendienst: «Du bekommst alles in dieser Welt, wenn du mich anbetest», sagt Satan zu Christus, der zum zweiten Mal die Falle umgeht. Hier können wir wiederum die Person Jesu besser kennen lernen: durch sein Licht, seine Werte, seine Reaktionen, seine Kraft und Gnade. Und damit können wir die eigenen Versuchungen, Fallen und Täuschungen erkennen, auch die Lügen. Folgen wir Christus, dann erleben wir ihn, wie er als Jude in die Synagoge von Nazareth geht und aus dem Buch des Propheten Jesaja liest: «Der Geist des Herrn ruht auf mir» – ein Wort, das 800 Jahre zuvor geschrieben wurde. Er wird des Wortes gewahr: «Er sendet mich, den Armen die gute Botschaft zu bringen, den Blinden das Licht, den Gefangenen die Freiheit.» Das ist gute Nachricht für uns. Vertiefen wir unsere Gedanken und beten wir in der Gnade Christi

darum, dass die uns auferlegte Aufgabe von ihm gesegnet, gewollt und Teil der seinen werde.

Was heisst «gute Botschaft für die Armen»? Wer sind sie? Suchen Sie im Lichte Jesu eine Antwort darauf. Sind es die inwendig Verarmten? Und wer sind die Blinden? Wer ist gefangen – wovon? Vielleicht von der Vergangenheit? Lassen wir uns von Christus die Antwort auf all diese Fragen zeigen. In diesem Zusammenhang betont Ignatius, dass diese Betrachtung uns in einen tieferen, erfüllteren Dienst führen kann. Wir betrachten gleichzeitig die Person Christi und die Welt. Dies ist sehr wichtig.

Beides sehen

In den Übungen folgt hier die Entscheidungsfindung. Wohin werden wir geführt? Falls in unserem Leben keine wichtigen Beschlüsse anstehen, können diese Überlegungen zur Vertiefung unseres Dienstes beitragen. Dabei fällt mir jener Priester ein, der an dieser Stelle der Betrachtung von Christus am Kreuz plötzlich an jemanden denken musste, dem er Leid zugefügt hatte. Er sah beide gleichzeitig: Christus und jene Person. Er sah, dass er mit der anderen Person zugleich auch Christus Leid zugefügt hatte. Schauen Sie Christus an und gleichzeitig die Welt, und es wird der Moment eintreffen, wo Sie einen klaren inneren Anstoss verspüren, ihm grosszügiger zu folgen.

Jemand schrieb eine Doktorarbeit über den Ursprung des Bösen in der Welt. Nach intensiven Studien stellte er zwei Quellen des Bösen fest, nämlich die Unwissenheit und die Gleichgültigkeit. Dann führte er eine Strassenumfrage durch, um herauszufinden, welches von beiden schlimmer sei. Der erste befragte Passant gab zur Antwort: «Ich weiss es nicht, und es ist mir auch egal.»

Später bat ihn ein Bettler um Geld. Er war gut aufgelegt und gab ihm zwei Dollar. Dabei rief er ihm hinterher: «Kauf dir damit aber keinen Tabak oder Alkohol!» Umgehend kam die Antwort: «Wieso? Sage ich etwa dir, was du mit deinem Geld tun sollst?»



Wir wahnen uns geborgen, wie zu Hause...

Bindungen

Wir kommen nun zum Kern unserer Betrachtungen. Wir wähen uns geborgen, wie zu Hause. Wir meinen, uns einfach in die Betrachtung Christi vertiefen zu können. Ignatius warnt, dass hier wiederum Fallen und Täuschungen lauern. Er veranschaulicht dies anhand einer dramatischen Schlacht zwischen Satan und Christus. Des Teufels Waffen sind Reichtum, Ehre und Hochmut. Reichtum heisst hier nicht unbedingt Geld, sondern mein Besitz, der mich beherrscht, also Bindungen. Solche Bindungen lösen sich nicht leicht. Der Teufel sucht sich Menschen aus, die sich nicht lösen wollen, die unfrei sind. Wer unfrei ist, will zu Ehren kommen; diese wiederum führen zu Hochmut. Der vermeintliche Reichtum der Bindungen ist der Anfang aller Zerstörung.

Hier tritt Christus auf den Plan und bietet die Armut im Sinne der Fessellosigkeit an. Wer an seinem Reichtum hängt, kann an der Nase herumgeführt werden. Über einen Neubeginn findet das befreite Geschöpf zum Sinn des Le-

eine Versuchung sind, können Sie sich, statt diesen anheim zu fallen, der Armut Christi, der Freiheit zuwenden. Die Falle muss nicht mehr über uns zuschnappen.

Dabei geht es nicht um ein isoliertes, einmaliges Ereignis, sondern um die Hingabe an Gott, die fortwährende Teilnahme am Werk Christi, an seinem Leben und seiner Person – wobei Auseinandersetzungen, Schwierigkeiten und Rückschläge dazu gehören können. Den ersten freudigen Schritten folgen jene der Prüfungen. Genau so, wie es mit der Priesterweihe nicht ein für allemal getan ist oder mit einem Eheversprechen, so muss der apostolische Auftrag fortwährend erneuert werden, und so wird uns auch neue Kraft geschenkt.

Ein Exerzitenmeister in den USA stellte angehenden Priestern einmal die Frage: «Seid ihr schwach genug, um Priester zu werden?» Alle waren schockiert. Mit seiner Frage wollte er sagen, dass die Kraft Christi in der

nicht vollkommen sein zu wollen: Wir müssten uns Gott durch unsere Risse, unser Versagen nähern.

Wo ansetzen?

Es gäbe noch viel mehr zu sagen. Aber greifen Sie doch die oben gestellten Fragen auf: Wenn mich ein Böswilliger zerstören möchte, wie und wo würde er ansetzen, wie ginge er vor? Suchen Sie dann die Lösung im Vorbild Jesu. Entdecken Sie, wo sich Ihre Fallen und Täuschungen befinden. Es können auch ganz banale Dinge sein.

Es gibt noch viel zu tun – die Welt ist nicht vollendet. Eine der Täuschungen besteht darin, ein Wort oder etwas Bekanntes als vollkommen anzusehen, wenn es dies gar nicht ist. So arbeite ich an einer verfälschten Welt. Die folgende Geschichte illustriert dies: Ein neunjähriges Mädchen wird von seiner Mutter auf den Zug von Montreal nach Toronto gesetzt. Auf halbem Weg liegt der Ort Cornwall. Der Schaffner kommt nach der Abfahrt bei dem Mädchen vorbei, welches zum ersten Mal alleine unterwegs ist. «Keine Sorge, ich pass auf dich auf», versichert er. «Bitte sagen Sie mir, wann Cornwall kommt», bittet das Mädchen. An jenem Tag sind viele Personen unterwegs und der Schaffner ist sehr beschäftigt. Er vergisst das Mädchen und erinnert sich seiner erst, als der Zug schon wieder weitergefahren ist. Er zieht die Notbremse, und während unter den Mitreisenden eine grosse Aufregung entsteht, überredet der Schaffner den Lokführer zum Rückwärtsfahren nach Cornwall. Dort angelangt, geht der Schaffner erleichtert zum Mädchen und sagt: «Junges Fräulein, wir sind in Cornwall.» – «Vielen Dank», entgegnet das Mädchen, «Mutti sagte mir nämlich, bei Cornwall solle ich mein Butterbrot und einen Apfel essen.» – Es lohnt sich also, bei nicht vollendeten Worten achtsam zu bleiben!

Frank Ramsperger

Der Anfang eines guten Werkes, etwa für Kranke oder Arme, sieht oft recht aus, aber dann wird die Absicht verzerrt, und schliesslich kann diese Arbeit zur Sache unserer Eitelkeit werden.

Unterwegs gibt es meist Fallen und Täuschungen; je mehr wir uns jedoch an Christus halten, der die Fallen entlarvt, desto freier werden wir.

bens, und alles Weitere auf dieser Welt dient dazu, Gott zu ehren. Falls ich etwas besitze und Gott damit diene, bin ich frei und arm. Wenn Sie diese Betrachtung vertiefen möchten, dann lesen Sie im Evangelium die Stelle von Jesus in der Wüste und bitten Sie um die Gnade, erkennen zu können, welches Ihre Reichtümer sind. Man kann sich auch die Frage stellen, wie eine böswillige Person vorgehen würde, um mich zu Fall zu bringen. Wenn Sie sich der Dinge bewusst werden, die für Sie

Schwachheit wirkt. Johann Baptist Metz schrieb jenen bedeutungsvollen Satz: «In Zukunft stehen wir vor der Wahl, entweder unsere angeborene Armut anzunehmen, das heisst radikal abhängig von Gott zu leben, oder aber unseren eigenen Ängsten zum Opfer zu fallen.» Eine meiner Schriften trägt den Titel: «Glücklich jene, deren Gefäss einen Riss hat, denn sie lassen das Licht herein.» Der einleitende Text stammt vom französischen Autor Charles Pégy, der betont, wie wichtig es sei,

(Teile 1 und 2 können bei der Redaktion nachbestellt werden.)



Dienstag, 17. August (17 Uhr) – Sonntag, 22. August (14 Uhr) 1999

Ziele und Werte für das 21. Jahrhundert – ein Gespräch

Mountain House, Caux, Schweiz

Eine Session der internationalen Konferenzen für Moralische Aufrüstung 1999 mit dem Thema: «Reinen Tisch machen – die Chance eines Neubeginns»

Eine Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch über: Bekämpfung von Korruption und der Verschmutzung der Umwelt und des Geistes; Eigenverantwortlichkeit für die Umsetzung der Werte, zu denen wir uns bekennen – in Familie, Berufsleben und zu Menschen anderer Kulturen und Religionen. Das Gespräch findet in Gruppen, Vorträgen und Plenarveranstaltungen statt. Dabei spielt Zuhören eine wesentliche Rolle – anderen, der inneren Stimme oder Gott –, um die eigene Kreativität entfalten zu können.

Die Gesprächsthemen werden aus folgenden Bereichen ausgewählt:

1. Ziele & Werte im öffentlichen Leben

Individualität / Solidarität / Verantwortung / Menschenrechte
Kulturvielfalt / Angst / Fundamentalismus

2. Ziele & Werte für die Wirtschaft

Korruption / Beschäftigung
Ressourcen / Umwelt

3. Persönliche und berufliche Entscheidungsfindung

Interessen versus Ideale
«Wofür» und «Wie»

Das 20. Jahrhundert...

...war das unruhigste Jahrhundert, das die Welt je erlebt hat: zwei Weltkriege, Aufstieg und Niedergang totalitärer Ideologien, die Fratze von Nationalismus und Völkermord, drohende nukleare Vernichtung, fortschreitende Umweltzerstörung, das Gespenst der Hungersnöte, die Kluft zwischen Arm und Reich, die Infragestellung traditioneller Werte und Praktiken – zum Guten wie zum Schlechten.

Gleichzeitig war es für viele ein Jahrhundert unvorstellbaren wirtschaftlichen, technischen und sozialen Fortschritts, wie ihn selbst die Weitblickendsten zu Beginn des Jahrhunderts nicht erwartet hätten: Experimente in grenzüberschreitender Zusammenarbeit, Transport, Verkehr und Telekommunikation, Raumforschung, Durchbrüche in der Medizin, Computertechnologie, Internet. Durch das weitgespannte Kommunikationsnetz wird unser soziales Bewusstsein, unser Gewissen auf die gesamte Welt ausgedehnt. Gentechnologie und Gentherapie mit all ihren ebenso positiven wie gefährlichen Möglichkeiten stehen erst in ihren Anfängen.

Das kommende Jahrhundert birgt vielleicht noch grössere Möglichkeiten und Gefahren. Kulturen und Religionen, die sich zu Beginn des Jahrhunderts noch kaum begegnet waren, leben nun Seite an Seite, besonders in den grossen Städten. Häufig werden jedoch die Nahtstellen der Kulturen zu Bruchstellen. Einerseits können Neuentdeckungen in der Wissenschaft wahre Wunderheilmittel hervorbringen, andererseits verleiten sie uns dazu, mit der Schöpfung spielen zu wollen. Inmitten von Wohlstand herrscht oft grosse Einsamkeit, Angst und geistige Leere.

Die Komplexität dieser Fragen verdeutlicht, wie notwendig Leitlinien und Werte für den persönlichen und kollektiven Entscheidungsprozess sind. Gefragt sind mehr als bloss vereinfachende Theorien der Schuldzuweisung oder der Verschwörung.

Die Konferenz «Ziele und Werte für das 21. Jahrhundert – ein Gespräch» möchte die erwähnten Fragen nicht nur oberflächlich anschneiden, sondern zu einer aufrichtigen und persönlichen Auseinandersetzung ermutigen.

Anmeldungsformulare sind auf der unten erw. Webseite erhältlich, oder beim

Konferenzsekretariat
Mountain House,
CH-1824 Caux
Schweiz
Tel.: +41 - 21 - 962 91 11
Fax: +41 - 21 - 962 93 55
E-Mail:
confsec@caux.ch
Webseite:
<http://www.caux.ch>

Eine Ägypterin in Liverpool

Drei konzentrische Kreise scheinen den Brennpunkt meines Lebens zu bilden. Der innerste Kreis ist mein Glaube und seine Anwendung im Alltag. Der nächste Kreis ist meine Berufstätigkeit als Ärztin. Der dritte und äusserste Kreis bezieht sich auf meinen Beitrag an die Gesellschaft als Ganzes, der über meine Arbeit hinaus reicht. Alle drei Kreise hängen zusammen und bereichern einander. Besonders wird mein Berufsleben bereichert und beeinflusst durch meine beiden andern Berufungen.

Ich arbeite im öffentlichen Gesundheitswesen in Grossbritannien, das heisst für den grössten Arbeitgeber in Europa. Ich bin Fachärztin in der Notfallabteilung des grössten Kinderspitals in Westeuropa. Im Jahr kommen etwa siebzigtausend Kinder mit ihren Angehörigen durch die Notfallstation. Der Umgang mit Kindern und ihren Familien ist immer unerwartet und kann schwierig sein. Für mich ergibt sich die zusätzliche Unsicherheit, dass ich nie weiss, was zur Tür hereinkommt. Es könnte ein Kind mit einer einfachen Verletzung oder Krankheit sein, eine ernste, lebensbedrohende Krankheit oder mehrfache Verletzungen nach einem Verkehrsunfall. Gelegentlich erleben wir einen plötzlichen Kindstod oder müssen uns mit Todesfällen auf Grund ernster Krankheit oder Verletzungen befassen. Zuweilen ist der Druck und Stress unerträglich.

Sehr früh in meiner Ausbildung hatte ich den Gedanken, wer immer von mir behandelt würde, sollte die bestmögliche Pflege bekommen, nämlich jene, die ich mir selbst oder meinen nächsten Familienangehörigen wünsche. Für mich heisst dies oft, mich freiwillig zu mehr als hundert Prozent einzusetzen – eine lohnende und befriedigende Einstellung, aber auch ermüdend.

Mein Gefühl, zu dieser Arbeit berufen zu sein, ist wie ein Fels, auf den ich mich stütze, wenn es schwierig wird. Schon mit acht Jahren wusste ich, dass ich Kinderärztin werden wollte. Als es darum ging, was ich an der Universität studieren sollte, wollte ich freilich die Gewissheit haben, dass dies die richtige Wahl für mich war. Ich dachte dann, ich sollte mich zur Ärztin ausbilden, aber es als einen Ruf Gottes und nicht als «meine Karriere» betrachten. Nach meinem Praktikumjahr fühlte ich deutlicher, dass ich mich zur Kinderärztin weiterbilden sollte, und kam nach England, um mich auf diesem Gebiet zu spezialisieren. Ständig musste ich mich an jenen ursprünglichen Gedanken erinnern, dass die Medizin ein Mittel sei, um Gott zu dienen, nicht um

die Karriereleiter zu erklettern. Wenn ich vor Entscheidungen über den nächsten Ausbildungsposten stand, traf ich meine Wahl immer anhand der Frage: Spüre ich, dass dies der Ort ist, wo Gott mich haben will? – Trotz diesem unorthodoxen Vorgehen habe ich heute den Gipfel meiner beruflichen Karriere erreicht.

Treibstoff zum Weiterfahren

Da ich all die Beförderungen nie gesucht habe, konnte ich sie immer als unerwartete Geschenke empfinden. Wenn also harte Zeiten kommen und ich an meine Toleranzgrenze stosse, ist es dieses sichere Gefühl des Geführtwerdens, das mich stützt. Doch obwohl ich weiss, dass ich berufen bin, und trotz der täglichen Praxis meines Glaubens muss ich zugeben, dass es Momente gibt, wo der Druck, der Stress und die Verantwortung meiner Arbeit mir unerträglich erscheinen. Manchmal habe ich auch ans Aufgeben gedacht. Aber jedes Mal, wenn ich soweit komme, geschieht etwas Unerwartetes, das mir Mut und Freude zum Weitermachen gibt. Zwei solche Ereignisse sind mir deutlich gegenwärtig:

Einmal pflegte ich im Rahmen einer Forschungsarbeit Kinder mit Hirnhautentzündung in kritischem Zustand. Ich war körperlich und emotional ausgelaugt und wollte aufgeben. Unvermutet bekam ich einen Brief von der Mutter eines Kindes, mit dem ich mich knapp ein Jahr zuvor befasst hatte. Der Knabe war gefährlich krank gewesen, hatte aber überlebt. In dem Brief dankte sie mir für meine Hingabe und dafür, dass ich mich zusätzlich um ihn gekümmert und mir Zeit genommen hatte, ihnen als Eltern alles zu erklären.

Ein andermal meinten meine Kollegen, ich sollte ein freies Wochenende haben; sie würden meine Aufgebote übernehmen. Gerade als ich dabei war, mich zu entspannen und zu überdenken, welche andere Laufbahn ich einschlagen könnte, wurde ich doch zu einem Patienten

aufgeboten. Ich muss zugeben, dass ich nur sehr widerwillig zu diesem Patienten ging! Nach einer ziemlich raschen und lustlosen Untersuchung war ich mir ganz sicher: Dieses Kind hatte keine Hirnhautentzündung. Im Rapport schrieb ich die flüchtige Idee nieder, er könnte eine seltene, aber gefährliche Krankheit haben, die normalerweise erst nach fünf Tagen eindeutig feststellbar ist. Es war sein erster Krankheitstag, und er zeigte ganz wenige typische Anzeichen. Die Ärzte, die ihn pflegten, taten meinen Vorschlag ab. Innerhalb von fünf Tagen hatte er die Symptome dieser Krankheit entwickelt. Meine Ahnung erwies sich als richtig – sehr zu ihrer und meiner Überraschung!

Damals ging mir auf, dass ich mich nicht von der Begabung abwenden konnte, die Gott mir geschenkt hatte: einen sechsten Sinn und ein Gespür für die Diagnose von Krankheiten im Frühstadium bei Kindern, die nicht immer sagen können, was los ist. Dies sahen meine dienstälteren Kollegen und regten an, ich solle mich auf Notfallarbeit spezialisieren. Seither bin ich dankbar für dieses Geschenk, und wenn dunkle Wolken mich umhüllen und ich mir einreden will, es sei Zeit aufzuhören, fallen mir diese und andere Ereignisse ein und bestärken mich darin, dass ich tatsächlich zu dieser Arbeit berufen bin, dass Gott mich trägt und mir die Kraft und den Durchblick geben wird, die ich dafür benötige.

Im Team

Abgesehen von der klinischen Arbeit gehöre ich zu einem grossen Team von Ärzten, Pflegerinnen, Verwaltern, Sekretärinnen, Sozialarbeitern und andern, die in diesem Sektor arbeiten. Teamarbeit ist grossartig, aber sie bringt auch ihre eigenen Probleme und Schwierigkeiten mit sich. Wir sehen die Dinge von verschiedener Seite und haben je unsere eigenen, sehr unterschiedlichen Charakterzüge. Zusammenarbeit ist nie leicht. Delegieren heisst andern Verantwortung überlassen, doch ihre mangelnde Erfahrung kann heissen, dass sie Fehler machen werden. Ich musste lernen, meinen angeborenen Wunsch loszulassen, alles kontrollieren zu wollen, und andererseits zu akzeptieren, dass Versagen und Fehler letztlich auf meine Verantwortung gehen. Wie bringe ich dies fertig? – Ich habe mir einige grundsätzliche Verhaltensregeln zu eigen gemacht, die mir helfen, die Herausforde-

rungen der Zusammenarbeit und der Berufspolitik zu bewältigen:

- Nie über Kollegen klatschen.
- Nie versuchen, jemandem zu imponieren; nichts von dem, was ich tue, dient dazu, mir Prämien oder Anerkennung einzutragen. Ich gebe einfach mein Bestes und lasse meine Arbeit für mich sprechen.
- Nicht meine Ansichten behaupten, indem ich die Meinung anderer herabsetze.

- Widersprechen und die Meinung sagen, aber nie den Kollegen gegenüber Missgunst oder Groll hegen. Was immer gesagt oder getan werden mag, ich werde die andern stets mit Respekt und Würde und als getreue Freunde behandeln.
- Mich über die Fähigkeiten und Erfolge von Kollegen freuen, sie nicht beneiden oder mir ihr Können wünschen. Sie haben ihre besonderen Fertigkeiten und Sachkenntnis und ich die meinigen.

- Kein Blatt vor den Mund nehmen und diskriminierende oder schädliche Ansichten richtig stellen.

Dies kann bedeuten, andern die Schwierigkeiten und Probleme bewusst zu machen, denen Menschen aus andern Kulturen und Glaubensrichtungen in einem typisch männlichen, konservativen Berufsgebiet begegnen. Im Vergleich mit einigen meiner Kolleginnen habe ich persönlich wenig Diskriminierendes erlebt. Doch sehe ich mich laufend einem extrem negativen Bild der muslimischen und arabischen Welt gegenüber. Meine Kollegen kennen aber jetzt die Bedeutung des Ramadan, und sie fragen, wie ich denn das strenge Fasten und die Arbeit gleichzeitig schaffe. Dann wünschen sie mir ein «Frohes Id» (Fest zum Fastenbruch) und offerieren mir einen freien Tag, um es zu feiern. Ich freue mich, dass unserer kulturellen Vielfalt mehr Beachtung geschenkt wird, dass Toleranz und Verständnis zunehmen. Gemessen an dem, was in der Gesellschaft als Ganzes geschehen muss, mögen solche Veränderungen unbedeutend scheinen, aber sie ziehen doch ihre Kreise und sind Ausgangspunkt für weitergehende Veränderungen.

Nicht mein Lebenszweck

Müsste ich zusammenfassen, was in meinem Berufsleben etwas bewirkt, wäre es folgendermassen:

Mein Glaube unterstreicht und bestimmt die Art und Weise, wie ich mein Berufsleben in all seinen Einzelheiten führe. Er stützt mich auch und trägt mich durch die schwierigen Zeiten hindurch. Er gibt mir meine Leidenschaft und die Gewissheit, berufen zu sein.

Im Koran heisst es: «Gott verändert den Zustand einer Gemeinschaft nicht, bis die Menschen selbst sich ändern.» Diese Feststellung deutet an, dass unser Glaube uns verändert, aber dass wir auch einen Beitrag zur Verbesserung der Gesellschaft als Ganzes leisten sollen. So ist auch meine medizinische Arbeit nicht mein Lebenszweck. Meine tiefste Berufung besteht darin, eine Gesellschaft schaffen zu helfen, in der unsere Vielfalt eine Quelle der Bereicherung ist. Diese Berufung ist das, was mir wirklich Auftrieb, ein Gefühl der Ausgeglichenheit und Ganzheit gibt und mein Leben und meine Berufsarbeit so reich macht.



Omnia Marzouk: «Ich weiss nie, was zur Tür hereinkommt.»

Omnia Marzouk

Besuchen Sie uns auf dem Web:
<http://www.caux.ch/>

CAUX
Information

5-7/99

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient				
Porre una crocetta secondo il caso				
Abgerüstet Parti	Adresse ungentügend insuffisante indirizzo in- sufficiente	Unbekannt Inconnu scuito	Annahme verweigert Refusé	Gestorben Décédé Decesso

AZB
6002 Luzern 2
PP/Journal
CH-6002 Luzern